

EIN PAAR SINTI* SIND GELADEN, NOCH MEHR ROMA* SIND GEKOMMEN, REISST DIE MAUERN EIN, GENSCHER HEISST UNS WILLKOMMEN!

Hamze Bytyçi und Janko Lauenberger

Latscho Dives, liebe Genoss*innen! Das heißt »Servus« in unserer Sprache, dem Romnes, auch Romanes genannt. Und damit sind wir auch schon mittendrin: bei der Frage nach unserer Sprache und nach dem »Wir«. Wer sind wir? Das Volk? Das Volk der Sinti* und Roma*?

»Wir« sind in diesem Fall Janko Lauenberger und Hamze Bytyçi, ein Sinto aus der DDR und ein Rom aus Jugoslawien. Von der Idee eines Volkes der Sinti* und Roma* halten wir nicht viel; wir halten sie vielmehr für ein Konstrukt, das oft für gefährliche antiziganistische Klischees herhalten muss und letztendlich die Annahme fundamentaler Unterschiede zwischen »ihnen«, also meistens den »weißen« (den Gadje), und »uns«, also »den anderen«, verstärkt. Das ist eines der Kernelemente des Antiziganismus. In der Tat können Sinti* und Roma* manchmal kaum unterschiedlicher sein, egal ob als ethnische Gruppen, Familien und Einzelpersonen.

Wir streben in diesem Text nach einem politischen »Wir«. Denn neben den nostalgischen Kindheitserinnerungen an unsere nicht mehr existierenden Herkunftsländer ist es eben vor allem der allgegenwärtige Antiziganismus, der uns beide gleichermaßen betrifft. Egal ob vor dem Mauerfall, oder danach, egal ob in Ost- oder Westdeutschland: Zum »Volk« werden wir meistens nicht gezählt. Als Genscher im September 1989 in der Prager Botschaft die Ausreise tausender DDR-Flüchtlinge in die BRD verkündete, waren wir ganz bestimmt nicht gemeint. Und dennoch können wir an unseren persönlichen Biographien ein Stück deutscher Geschichte

zeigen, zu der wir unzertrennlich gehören – auch wenn unsere Perspektiven immer noch oft übersehen werden.

Die Grenzen haben aufgemacht

Es war Donnerstagabend zwischen 20 und 21 Uhr. Ich war 13 Jahre alt und tanzte unter Aufsicht der Lehrkräfte bei der Schuldisko in einer abgedunkelten Aula in Berlin-Lichtenberg. Plötzlich trat ein Mädchen zum DJ-Pult. Sie machte die Musik aus, nahm das Mikrofon und sagte: »Leute, geht nach Hause, die Grenzen haben aufgemacht.«

Gelächter und Buh-Laute folgten, doch sie wiederholte: »Wirklich, ich war gerade zu Hause, habe gegessen und Nachrichten geguckt.« Man hat den Ernst in ihrem Gesicht gesehen – das konnte kein Witz sein. Innerhalb von fünf Minuten war die Schulaula leer. Auch ich bin direkt nach Hause gegangen. Dort lief der Fernseher und meine Eltern beschlossen kurzerhand: »Kinder, los, rüber!« Es war eine unglaubliche Vorfreude: Der größte Traum von der Freiheit wurde wahr. Ich kann nur versuchen nachzuempfinden, was es für meinen Vater bedeutete. Denn unser Verhältnis zur DDR war äußerst zwiespältig. Wir gehörten zu den wenigen Sinti, die in der DDR lebten – etwa 300 bis 600 sollen wir gewesen sein, mehr nicht. Bereits 1986 beantragten meine Eltern die Ausreise nach Westberlin. Mein Vater wollte unbedingt zu seiner Familie. Seine drei Brüder und deren Verwandte lebten alle im Westen. Doch meine Eltern hatten keine Chance. Mein Vater wurde nach der Antragstellung bei der Arbeit

aufgesucht und mitgenommen. Seine Begleiter stellten sich als Mitarbeiter der Staatssicherheit vor. Sie fragten nach dem Grund seines Ausreisewunsches und machten ihm klar, dass er seinen Antrag besser zurückziehen sollte. Sie drohten ihm, uns, die Kinder, wegzunehmen – was in meinem Fall ein paar Monate später dann auch nicht verhindert werden konnte. Dazu aber später.

Unsere Ausreise hätte allen Mitgliedern des berühmten Sinti Swing Quintetts die lang er kämpfte Spielerlaubnis gekostet. Das wäre das Ende der DDR-Vorzeigeband, die Ende der 80er-Jahre große Erfolge feierte. Neben meinem Vater gehörten noch drei Onkel mütterlicherseits zur Band, und der Geigen- spieler Hubi, ein Deutscher, der kein Sinto ist. Die DDR hat dafür gesorgt, dass sie immer genug Aufträge hatten: Sie haben oft bei Betriebsfeiern und anlässlich verschiedener Feiertage in den teuersten Restaurants, und abends in Hotels gespielt, wenn amerikanische Schauspieler*innen zu Besuch in die DDR kamen. Ich meine mich zu erinnern, dass Anthony Hopkins einmal da war. Sie traten aber auch in Kulturclubs auf, die Jazz boten. Vor allem aber durften sie in den Fernsehshows zur Hauptsendezeit auftreten. Das war wie eine Art Ritterschlag und entsprechend stolz war ich auch auf meinen Vater. Deswegen bekamen wir auch immer eine Extrawurst. Egal wo mein Vater hinging – alle kannten ihn. Es war einfacher, Sachen unter der Hand zu bekommen, in spannende Clubs reinzukommen und wir hatten genug Geld. Meine Mutter konnte zu Hause bleiben, was meiner Schwester und mir sehr gefallen hat. Ich war mir als Kind sicher, dass die DDR der beste Staat war. Wir hatten soziale Sicherheit und eine glückliche Familie. In meinen Kinderaugen hatten wir alles.

Was mir damals nicht bewusst war: Es dau-

erte lange Jahre, bis mein Vater den Berufsausweis als Musiker bekommen hatte. Und es kostete uns gewissermaßen die Freiheit. Er hat schon immer gespielt, selbst wenn es ihm offiziell nicht erlaubt war, was dazu geführt hat, dass er für mehrere Jahre im Gefängnis landete. Meine Schwester und ich waren noch ganz klein, deswegen glaubten wir damals meiner Mutter, die behauptete, er arbeite im Westen.

Und was ich als Kind auch nicht wusste: Alle meinen Familienangehörigen im Osten waren, seit sie Jugendliche waren, unter Beobachtung der Staatssicherheit. Unser Telefon wurde angezapft. Der Staat wusste genau um die Familienverhältnisse, wer zu wem gehörte. Im Spitzelbericht der Staatssicherheit heißt es, wir seien »Zigeuner«, von der Stammesgemeinschaft der »Cintys«. Und ich denke: Bei der Art und Weise, wie wir gelebt haben, war es klar, dass uns die Stasi im Visier hatte, denn wir passten nicht ins Bild. Wir Sinti haben uns oft besucht; manchmal kamen unsere Familienangehörigen zweimal oder dreimal am Tag vorbei. Am Wochenende sowieso. Und oft waren es eben Westbesuche. Von unserer Familie bekamen wir regelmäßig Pakete aus der BRD, mit Süßigkeiten und Jeans und anderen tollen Sachen. Wir sprachen Romnes untereinander. Das, was für uns selbstverständlich war, war für manche Nachbarn im Haus nicht normal. Bei denen war es nicht so.

Und letztendlich roch auch die Musik, wie andere Kunstarten, verdächtig nach Freiheit. Mein Vater wurde wegen ihr zum ersten Mal verhaftet. Da war er 16 oder 17 Jahre alt. Er spielte mit seinem Bruder und zwei weiteren Kumpels am Tuchollaplatz in Berlin-Rummelsburg, auf einer Art Anhänger. Und da sie auch Beatles-Musik machten, kam bald die Polizei und nahm sie mit. Damit ging der ers-

te Akteneintrag meines Vaters einher.

Aber zurück zum Donnerstagabend am 9. November 1989. Wie gesagt: Ich kann mir nur annähernd vorstellen, wie sich mein Vater in dem Moment fühlte, als er einen seiner drei Brüder in Westberlin anrief und unseren sofortigen Besuch ankündigte.

Auf Worte folgten schnell Taten. Wir stiegen in unser Auto und fuhren zum Grenzübergang Bornholmer Straße. Ich erinnere mich an eine Schlange von ca. 150 Menschen, an große Gefühle, aber auch Bedenken, dass es eine Falle sein könnte. Wir stellten uns an, an beiden Enden der Brücke gab es Passkontrollen – doch es ging überraschend einfach, meine Eltern haben ihre Pässe gezeigt, und wir sind übergegangen. Einfach so. Wir machten uns auf den Weg zum Kottbusser Tor, wo die zwei älteren Brüder meines Vaters im selben Haus wohnten. Es war überwältigend. Überall herrschte eine Feierstimmung. Und es war kurz auch egal, wer welcher Herkunft ist: Die türkischen Wirte – von denen ich in meiner kindlichen Naivität zuerst dachte, sie seien alle Sinti – machten ihre Kneipen auf, schenkten Menschen aus dem Osten Freibier aus. Ich war davon beeindruckt, wie viele Kneipen und Bars es in Westberlin gab, von den großen, leuchtenden Werbeschildern und dem umfangreichen Sortiment der Spätis.

Doch am allerwichtigsten war es, endlich mal die Familie meines Vaters zu Hause zu besuchen. Das war schließlich der Grund unseres Ausflugs, nichts mehr und nichts weniger. Es fühlt sich bis heute seltsam an, wie ein eigentlich stinknormaler Besuch zu so etwas Außergewöhnlichem, ja Udenkbarem werden konnte: Wir waren außer uns vor Freude, doch gleichzeitig fühlte sich alles so vertraut und normal an. Meine beiden Onkel wohnten im selben Haus. Nach einer

gemeinsamen Begrüßung haben wir uns in mehreren Etagen verteilt. Da meine vererbte Leidenschaft für Gitarren schon damals stark ausgeprägt war, blieb ich in der ersten Etage bei einem meiner Cousins, mit dem ich stundenlang spielte. Meine Eltern waren oben mit den Onkeln, aßen, tranken viel Kaffee – und hörten nicht auf, zu reden.

Der Abend war lang und wir blieben bei meinen Verwandten über Nacht. Es war ein schönes Gefühl, bei ihnen zu sein und ein noch schöneres, dass wir von nun an immer wieder kommen konnten. Mit diesem Gefühl gingen wir am Vormittag des 10. November 1989 nach Lichterfelde nach Hause. Und auch wenn das Zuhause immer noch das alte war – unser Leben hat sich ab diesem Tag von Grund auf verändert.

Was für eine Wand?

Der 9. November 1989 war für uns ein genauso monotoner, langweiliger und dennoch nervöser Tag gewesen, wie jeder der zwei Monate zuvor. Ich war sieben Jahre alt und zusammen mit meinem älteren Bruder und meinen Eltern wohnten wir seit über einer Woche im Flüchtlingsheim in Göppingen. Davor waren wir für vier Tage in einer alten Militärbaracke in Karlsruhe untergebracht gewesen, den vorangegangenen Monat hatten wir in einem Flüchtlingsheim in Lebach gelebt. Die Odyssee, die in Göppingen noch lange nicht zu Ende war, fing am 15. September 1989 in Frankfurt am Main an: Dort kamen meine Mutter, mein Bruder und ich nach 20-stündiger Busfahrt und langer Zugfahrt aus Prizren an und trafen meinen Vater wieder, der bereits drei Monate als eine Art Gastarbeiter bei meiner Tante in Holland verbracht hatte.

Wir haben alles hinter uns gelassen. Meine allerliebste Großmutter, bei der mein Bruder und ich wochentags unseren Lebensschwerpunkt hatten. Das fast fertig gebaute Haus meiner Eltern, in das wir bald einziehen wollten. Meine multikulturelle Heimatstadt, in der Kenntnisse von vier verschiedenen Sprachen zum Standard gehörten. Wenn man in der »Kulturhauptstadt Kosovos«, Prizren, die Straßenseite wechselt, wechselt man nicht nur die Sprache, sondern eine ganze Kultur. Zu Hause sprachen wir meistens Albanisch, weil meine Großmutter dachte, es sei im Stadtzentrum, wo sie wohnte, einfacher für uns Kinder. Die subtile Diskriminierung unserer Minderheit gegenüber gab es immer schon. Bei der Familie meiner Mutter, die in Prizren in einer der ältesten Roma-Mahalas Europas lebt, sprachen wir hingegen fast nur Romanes und nur in wenigen Ausnahmen Serbisch, da meine Mutter die serbische Schule besuchte und noch einige Freundinnen aus dieser Zeit hatte. Und alle, die was von sich hielten, sprachen Türkisch. Das war auch die Geheimsprache meiner Eltern. Leider hörten sie damit auf, nachdem mein Bruder und ich begannen, den Inhalt zu verstehen.

In Deutschland verstanden wir zu Beginn noch nicht viel. Eine der wenigen Sachen, die mir in Erinnerung geblieben ist, war die Warnung: Wir dürfen auf keinen Fall in der DDR landen. Das hat mein Vater immer wieder gesagt, auch wenn ich keine Vorstellung davon hatte, was die DDR ist und warum es dort schlimmer sein sollte, als in »Deutschland«. Meine einzige detaillierte Erinnerung an den 9. November 1989 ist das Loch im T-Shirt von meinem Vater. Er hat sich nicht mal seine Jacke übergezogen, als er hastig vom Fernseher aufstand und vors Flüchtlingsheim lief, um sich eine Zigarette anzuzünden. Unser

Nachbar war auch schon unten.

»Zid je pao.« – »Da, da, zid je pao.«

Scheinbar ist irgendwo eine Wand eingestürzt. Sie guckten beide bedrückt. Eine Befürchtung kam bei mir hoch, dass eine Wand auf einen Menschen gestürzt war und dieser verletzt oder sogar tot sein könnte. Ich kann mich aber nicht mehr daran erinnern, meinen Vater gefragt zu haben, wen es getroffen hatte. Diese »zid«, auf Serbisch »Mauer« oder eben auch »Wand«, war nie wieder ein Thema. Wir sprachen generell nie über zeithistorische Ereignisse oder Politik. Ich bekam daher auch nicht mit, dass seine Angst vor einem »Transfer« in den Osten mit dem Mauerfall viel realere Züge annahm. Unser Leben ging unverändert weiter.

Wir waren jeden Tag damit beschäftigt, mitten im Nichts anzukommen. Meine Familie teilte sich ein großes Zimmer in einer Gemeinschaftsunterkunft. Mein Bruder und ich gingen zwar in eine Schule, saßen jedoch einfach nur da, ohne groß in den Unterricht einbezogen zu werden. Wir waren der deutschen Sprache nicht mächtig und die Stadt Göppingen war nicht darauf vorbereitet, fremdsprachige Kinder sofort zu integrieren. Geld haben wir keins gehabt. Wir bekamen Lebensmittelpakete. Die hat man sich ein- bis zweimal in der Woche in Plastikkisten vom Flur abholen können, nachdem sie geliefert wurden. Meine Eltern blieben die meiste Zeit im Wohnheim. Unternehmen konnten sie ohne Geld nicht viel und arbeiten durften sie auch nicht. Wir knüpften Bekanntschaften im Heim, doch es war klar, dass sie nicht von langer Dauer sein würden – der nächste sogenannte »Transfer« stand immer bevor, auch wenn wir nicht sagen konnten, wann und wohin er gehen würde. Auch wir Kinder

wussten, dass wir uns emotional nicht groß binden sollten, und hatten dementsprechend keine wirklichen Freunde. Wir lebten in einem Wartezustand, unfähig Dinge selbst in die Hand zu nehmen, und standen dennoch unter enormem emotionalen Druck.

Als wir das heutige Kosovo verlassen haben, konnte meine Mutter für maximal zwei Jahre einen unbezahlten Urlaub nehmen. Der Plan war, eine Hintertür zu haben, falls es mit dem Aufenthalt in Deutschland doch nicht klappen sollte. Die Aussicht auf einen dauerhaften Aufenthaltstitel war alles andere als sicher. Auch deswegen haben meine Eltern weiterhin von Deutschland aus unser zukünftiges Haus in meiner Heimatstadt eingerichtet. Per Post wurden alle möglichen Haushaltsgeräte und -gegenstände »nach Hause« geschickt. Sämtliche Kleider, die mein Bruder und ich bekommen sollten, wurden drei Nummern größer besorgt und nach Prizren geliefert.

Zurück wollten wir allerdings nicht wirklich. Schließlich haben wir nicht aus Spaß oder Mangel an Möglichkeiten den Kosovo verlassen. Mein Vater arbeitete bei den städtischen Wasserbetrieben, meine Mutter in der berühmten Textilfabrik Perlonka. Unsere Stadt war in ganz Jugoslawien als eine Hochkulturstadt bekannt, aus ihren Roma-Communities sind viele Intellektuelle hervorgegangen. Der ältere Bruder meines Vaters zum Beispiel studierte in Belgrad und leitete später das größte Schuhunternehmen Kosovos, bevor auch seine Familie die Heimat verließ.

Nach der Machtübernahme von Slobodan Milošević 1987 in Serbien wurden die ethnischen Spannungen zwischen den Serben und Albanern immer spürbarer. Die serbische Regierung hat die Albaner unterdrückt, und die suchten wiederum einen Sündenbock. Und da den Roma* immer schon unterstellt wurde, sich auf die Seite der Serben

geschlagen zu haben, war der mehrheitlich albanische Kosovo für uns nicht der sicherste Ort zum Leben. Roma* galten immer schon als suspekt, unpatriotisch, verräterisch. Meine Mutter traf der Verdacht, angesichts ihres serbischen Freundeskreises und ihrer Anstellung bei einem Staatsunternehmen, dessen Leitung im mehrheitlich albanischen Kosovo serbisch dominiert war, noch härter. Bereits im Sommer 1988 erfuhren wir am eigenen Leib, dass unser Land für uns nicht mehr sicher ist. Es passierte, als wir auf dem Weg aus dem montenegrinischen Badeort Budva zurück nach Hause waren, wo wir den begehrten Betriebsurlaub von Perlonka verbracht haben. Der Betrieb organisierte mehrere Busse, die ihre Mitarbeiter*innen in einem Konvoy zurückbringen sollten. Beim Halt an einer Raststätte, vermutlich in Albanien, kamen die serbischen Busfahrer in einen heftigen Konflikt mit einer Gruppe albanischer Männer. Einige von ihnen haben plötzlich angefangen, die Busse mit Stühlen zu bewerfen. Einer der Stühle knallte gegen das Fenster, hinter dem ich lag und schlief. Zum Glück hielt das Fenster stand und ich wurde nicht verletzt, aber für meine Eltern war das ein eindeutiges Signal, nicht mehr länger auf schlimmere Vorfälle zu warten und einen Weg aus der immer bedrohlicheren Lage zu suchen.

Die Unterdrückung der Albaner wurde immer heftiger und die Stimmung immer angespannter. Im März 1989 wurde durch die Verfassungsänderung Serbiens die Autonomie Kosovos faktisch aufgehoben. Es folgten Unruhen, ein Ausnahmezustand wurde verhängt. Als uns die Nachrichten über die ersten getöteten Student*innen erreichten, die in der Hauptstadt Pristina für ihre Rechte demonstrierten, beschlossen meine Eltern endgültig, zu fliehen.

Und da waren wir also. Über Silvester harrten wir regelrecht in Göppingen aus. In den ersten Januartagen des Jahres 1990 wurden wir dann nach Aalen verlegt, wo wir für die nächsten 17 Monate bleiben durften und somit wieder so etwas wie eine Alltagsstruktur aufbauen konnten. Von einem für uns normalen Leben war jedoch auch der Aufenthalt dort noch weit entfernt.

Hauptsache nicht auffallen

Der Mauerfall hat mit sofortiger Wirkung unser Leben von Grund auf verändert. Die Schwester meiner Mutter und ihre vierköpfige Familie ergriffen gleich am ersten Tag die Chance und flohen nach Westdeutschland: Ihre Angst, dass bald alles wieder zum Alten zurückkehrt, war zu groß. Doch dem war nicht so. Die DDR stand auf dem Kopf, nichts mehr schien wirklich Pflicht zu sein.

Für mich bedeutete es vor allem, dass vorübergehend die Schule nicht mehr funktionierte. Ich erinnere mich, dass ich erst mal eine Woche lang zu Hause blieb, der Unterricht fand nicht statt – und wenn doch, dann halt ohne mich. Und als ich dann wieder hinging, war die Klasse um zwei Drittel geschrumpft. Viele kamen einfach nicht, viele hatten – wie meine Tante – Republikflucht begangen. Sogar einige Lehrer*innen waren nicht mehr da und diejenigen, die geblieben waren, waren in einer nicht gerade beneidenswerten Position. Sie mussten den systemtreuen Anschein bewahren und dementsprechend auch reden, dabei hat jede*r gesehen, dass sie selbst keine Lust mehr darauf hatten. Sie wussten nicht, wohin, was ist Gesetz, was nicht. Was gestern war, ist heute nicht mehr.

Das alles war mir mehr als recht, denn die Schule gehörte definitiv nicht zu den Orten, an denen ich mich sicher und wohl gefühlt hatte. Als ich neun Jahre alt war, ging mir gegenüber ein heftiges Mobbing los. Es gibt eine Tonaufnahme von mir, auf der ich als Elfjähriger zu hören bin. Die hat ein Familienfreund gemacht, Reimar Gilsenbach. Er war Journalist und hat sich stark für die Rechte von Sinti und die Erinnerung an den Holocaust eingesetzt. In der Aufnahme sage ich wortwörtlich: »Ich war mal dunkel, schön dunkel. Manchmal haben sie mich auch Kubaner genannt, oder Neger, Jude, Zigeuner, Türke, Kanacke ... Und da war so ein großer Bengel. Und da waren wir auch so laut. Und mich hat er auf einmal am lautesten gehört. Und er hat mich unter'm Arm genommen, hat mich an den Wasserhahn gehalten. Und dann hat er gesagt: ›Wenn du jetzt noch einen Ton sagst, dann vergas' ich dich. Dann drehe ich den Hahn auf!‹ Dann sollte ich denken, das war ein Gashahn.«

Das tat mir sehr weh. Viele meiner Familienangehörigen wurden durch die Nazis ermordet, oder besser gesagt: Nur wenige aus der Generation meiner Großeltern haben die NS-Zeit überlebt. Als kleines Kind dachte ich, es sei normal, dass Omas und Opas eine KZ-Nummer auf dem Arm tätowiert haben. Erst später wurde mit klar, dass es für meine deutschen Freundinnen und Freunde nicht normal ist. Ich hatte ein sehr enges Verhältnis zu meinem Großvater, der so viele Angehörige in den deutschen Konzentrationslagern verloren hat. Er hat mir nicht oft von den Misshandlungen erzählt, die er in Auschwitz-Birkenau erlebte, doch die einigen wenigen Male brannten sich in mein Gedächtnis. Er sah es sehr ungern, wenn ich mit Deutschen gespielt habe und hat es kategorisch verboten, dass ich zu ihnen nach Hause gehe. Zu

groß war seine Angst, die Deutschen könnten mir was antun.

Das war keine seltene Situation für mich in der Schule. Es gab auch ein paar ältere Kinder, die es gerade interessant fanden, dass ich als einziger braun bin, und wollten mich beschützen. Einige von ihnen sind heute noch meine Freunde. Die meisten aber haben mich dafür gehasst, dass ich anders bin. Und natürlich: Wenn sich die Kinder schlagen wollten, dann habe ich mich geschlagen! Das wurde schnell zum Pausensport. Doch anstatt 600 Schüler*innen an meiner Schule zur Räson zu bringen, wurde ich aus der Schule rausgenommen. In den Stasi-Akten, die ich mir später angesehen habe, heißt es: »Er stört.«

Der Jugendhilfeausschuss in Ostberlin wies im Winter 1987 an: Isolationsstrategie zur Um-erziehung. Mit elf Jahren wurde ich aus meiner Familie herausgerissen, die für mich alles bedeutete. Ich musste nach Bad Langensalza in Thüringen, in ein Spezialkinderheim für schwer Erziehbare. Das war das schlimmste Kapitel meines Lebens. Ein halbes Jahr war ich dort im Kinderheim eingesperrt, in einem Gebäudekomplex, durch einen hohen Zaun von der Umgebung abgeriegelt.

Ich war nicht zu trösten. Ich habe meine Familie so sehr vermisst; ich weinte stundenlang in meinem Zimmer. Das einzige Entkommen aus dem Heim war bei Proben und Auftritten vom Fanfarenzug, in dem ich Flöte spielte.

Am schlimmsten fand ich die Nachtwache. Das war ein älterer Mann um die sechzig. Ich vermute mal, dass er früher ein Nazi war. Und er ist abends durch die Häuser gegangen und hat geschaut, welche Gruppe nicht schläft. Wenn er Kinder wach erwischt hat, hat er mit denen Sachen gemacht, die man niemandem erzählen kann. Er hat sie im Entengang

fünfzig Mal den langen Flur rauf- und runterlaufen lassen, oder sie mussten abends den Essenssaal wischen – das dauerte Stunden. Dass ich in den Sommerferien nach einem halben Jahr rauskam, ist auch den Gilsenbachs zu verdanken. Hannelore Gilsenbach schrieb einen Brief an die Ministerin für Volksbildung, Margot Honecker. Sie appellierte an das antifaschistische Selbstverständnis der DDR. Reimar Gilsenbach drohte, die Geschichte zu veröffentlichen. Das hat gewirkt. Ich durfte wieder nach Hause und musste nicht mehr zurück.

Danach hieß es: Hauptsache nicht auffallen. Ich zog mich innerlich zurück. Deswegen habe ich auch niemandem erzählt, dass Unku aus der Schulpflichtlektüre »Ede und Unku« meine Verwandte war. Sie war die Cousine meiner Großmutter Kaula, die ebenfalls im Buch vorkommt. Nicht viele wissen, dass Unku mit bürgerlichem Namen Erna Lauenburger hieß und 1943 in Auschwitz-Birkenau ermordet wurde. Dieser Teil der Geschichte wurde in der Schule nicht erzählt. Daher fiel es zum Glück auch nicht auf, dass ich den gleichen Nachnamen trage, der nur durch einen Fehler eines Standesamtsmitarbeiters irgendwann nach dem Krieg leicht abgeändert wurde. Diese Geschichte war etwas Privates, was ich mit den Mitschüler*innen nicht teilen wollte. Ich beließ sie in dem Glauben an das Happy End des Kinderromans.

Stattdessen versuchte ich mich so gut es ging anzupassen. Ich habe bei den Jungpionieren mitgemacht, trug später das rote Halstuch, das Blaue habe ich auch noch bekommen, aber ab der Freien Deutschen Jugend war ich nicht mehr dabei – da musste man ein bisschen älter sein, und da war es auch schon vorbei mit der DDR. Allerdings fand ich es immer schon doof. Ich konnte

damit nichts anfangen, und die Sachen, die da gemacht wurden, fand ich – mit Verlaub – schwachsinnig. Es war ja so ein bisschen wie Militär spielen, mit Fahnenappellen und den regelmäßigen Meldungen der Klassen: »Die Klasse XY ist vollzählig angetreten und bereit zum Unterricht«, wenn die Lehrerin in die Klasse reinkam. Was ist das denn bitte? Insbesondere durch die Erzählung meines Opas über die stundenlangen Appelle in Auschwitz, während denen ihm einmal mit dem Gewehrkolben so heftig auf den Kopf geschlagen wurde, dass er fast vollständig taub geworden ist, war mir klar, dass das nichts für mich ist – dieses unbedingte zum Club gehören, zusammen komische Rituale durchziehen. Auch wenn ich nie die Jungpioniere mit der Hitlerjugend verglichen habe, blieb der komische Beigeschmack hängen. Meiner Mama zuliebe habe ich dennoch brav mitgemacht, nach dem Motto: Hauptsache nicht auffallen, keinen Ärger einfangen. Das war, spätestens nach dem Erlebnis in Bad Langensalza, das wichtigste in meiner Schulzeit.

Hauptsache dazugehören

Die 1990er Jahre haben für unsere Familie gut angefangen. Ab Anfang Januar 1990 lebten wir in einem kleinen Haus in Aalen, was sehr angenehm war. Zum ersten Mal nach langen Monaten hatten wir mehr als ein Zimmer für uns und mussten uns das Zuhause nicht mit hunderten anderen teilen, wie in den Gemeinschaftsunterkünften.

Wir bewohnten zwei Zimmer im Erdgeschoss des Hauses. Im ersten Stock lebten zwei weitere Parteien: Rangan, ein geflüchteter ehemaliger Pilot aus Sri Lanka, und Binda mit ihrem Mann und Baby, die aus Nigeria

geflüchtet sind. Sie waren die ersten Schwarzen Personen, mit denen ich einen engeren Kontakt hatte.

Wir bildeten eine seltsam zusammengewürfelte und doch harmonische Gemeinschaft. Da wir uns alle nicht nur das Bad, sondern auch die Küche teilten, kochten wir oft füreinander und grillten zusammen. Ich liebte diese kulinarischen Reisen: von Sri Lanka, über Nigeria, bis in den Kosovo. Stellt euch die Gewürzmischung vor! Rangans Essen fand ich oft viel zu scharf, doch Binda begeisterte uns alle mit ihren Kochkünsten. Mein Vater war so offensichtlich nach ihren Gerichten süchtig, dass wir ihn aus Spaß auch Binda nannten. Ein Spitzname zu Ehren unserer Mitbewohnerin, der ihm bis heute blieb. Als ich im Zuge der Recherche für diesen Beitrag meine Mutter fragte, woher denn Binda stammt, war sie irritiert und meinte, er ist doch in Prizren geboren. Sie kam gar nicht auf die Idee, dass ich tatsächliche Binda meinte. Als sie endlich verstand, wo- nach ich fragte, konnte sie sich vor Lachen lange nicht fassen.

Mein Bruder und ich lernten in Aalen die deutsche Sprache und konnten wieder normal beschult werden. Mit acht, bzw. neun Jahren kamen wir zwar nochmals in die erste Klasse, aber das hat uns nicht viel ausgemacht. Was uns eher gestört hat, war die Behandlung seitens der Klassenlehrerin. Sie schaute uns oft an, als hätten wir Läuse, und unsere Anwesenheit strengte sie offensichtlich an. So ein bisschen wie beim Arbeitsamt, wenn einem Unterlagen fehlen. Auch die Mädchen in unserer Schule warfen mir immer wieder schräge Blicke zu, um deutlich zu machen, dass wir auf jeden Fall nicht dazugehörten. Jeder Grammatikfehler wurde meist mit Schmunzeln oder hochgezogenen Augenbrauen quittiert.

Natürlich waren wir Ausländerkinder. Ausländerkinder haben kein Lego und meist wenig Spielsachen. Alle hatten diese tollen Stickerhefte von Panini. Mein Bruder und ich wollten sie unbedingt auch haben. Ich persönlich fand das Fußballerheft eher uncool, und wünschte mir das mit den Ghostbusters. Doch so oder so waren beide in ganz Aalen ausverkauft und sowohl mein Bruder als auch ich bekamen von Rangans Freundin, einer Polin, dann eben ein Heft mit Arielle, der kleinen Meerjungfrau. Das hat unsere Position nicht gerade gestärkt. Dennoch fand ich das sehr nett von ihr.

Um ein paar Stereotype zu bedienen: Da wir nicht so viel hatten, gingen wir manchmal in den Spielzeugladen, um dort zu spielen. Mein Bruder und ich saßen dann stundenlang auf dem Boden und haben uns aus den Aufziehtautos eine Art Autobahn gebaut. Wir schickten uns die Dinger hin und her. Plötzlich landete eins davon in meinem Jackenärmel. Mein Bruder hatte es gar nicht bemerkt, ich hingegen erahnte sofort die Chance, die sich da bot! Dieses Auto war daran schuld, dass ich meine Unschuld verloren habe. Es blieb in meinem Ärmel und ich dachte gleich darüber nach, dass ich doch noch einen Ärmel habe. Dorthin ist eine Mundharmonika hineingerutscht – zufällig. Wie gesagt, mein Bruder hat davon nichts mitbekommen. Umso mehr konnte ich dann zu Hause vor dem elf Monate Älteren auftrumpfen. Er war geschockt, aber auch fasziniert und neidisch. Er hätte es niemals durchgezogen. Bis dahin waren wir wie Zwillinge. Aber ab da war ich der Macker, auch wenn er mir das Fahrradfahren beigebracht hatte. Ab da wusste ich: Nichts ist unmöglich.

In meiner neuen Rolle beschaffte ich mir im Sommer im Beisein meines Vaters meinen ersten Job. Ich habe im Freibad Flaschen

gesammelt – manche gaben die Badegäste freiwillig her, manche musste ich mir unbemerkt besorgen. Später habe ich bei den älteren Jungs gesehen, dass sie auch Abfall sammelten. Für einen vollen Mülleimer gab es eine Eintrittskarte fürs nächste Mal. Auch dabei machte ich gerne mit und habe auch meinen Bruder dazu animiert – somit hatte auch er seinen ersten Job. Erst viele Jahre später habe ich gelernt, dass es viel schneller geht, wenn man einfach nur den Inhalt des normalen Mülleimers hinein kippt. Ihr merkt schon: Der goldene Westen hat bei mir voll zugeschlagen!

Meine Eltern haben das meiste Geld, das wir als Asylbewerberleistungen bekommen haben, eingespart. Sie haben Polaroid-Fotos aufgemacht, das Geld reingesteckt und wieder zugeklebt. So machte man das. Zusammen mit Video- und Audiokassetten, die sie immer wieder aufnahmen, schickten sie die Fotos dann per Post in die alte Heimat, so dass mit dem Geld am Haus weitergearbeitet werden konnte. Das hat meistens geklappt, nur einmal kam ein Brief mit 1.000 Mark nicht an. Was eigentlich verwunderlich ist, denn es war klar, dass Post aus Deutschland Wertsachen enthält, die oft von den Postangestellten gestohlen wurden. Nichts Genaues weiß man nicht, es konnten auch die Verwandten gewesen sein.

Im Juni 1990 fing die Fußballweltmeisterschaft in Italien an. Das war die Chance für meinen Bruder und mich, zu zeigen, dass wir wirklich dazugehörten. Ich habe die Mitschüler*innen um ihre teuren WM-Trikots beneidet, auf denen seltsame Fußballkopfmännchen in schwarz, grün und rot abgebildet waren. Wir hingegen haben von Rangans Freundin die WM-Maskottchen auf unsere T-Shirts gemalt bekommen. Mein Bruder fand es cool, ich fand es natürlich albern. Und in

der Schule ernteten wir dementsprechende spöttische Blicke.

Lothar Matthäus und Jürgen Klinsmann waren also zwangsweise auch unsere neuen Helden, die wir laut feiern mussten. Doch insgeheim wollte ich die Nationalspieler gar nicht als Helden. Mein persönlicher Held war eindeutig Rangan. Ich verbrachte die meiste Freizeit bei ihm, was nicht nur an der Atari-Spielkonsole lag, die er hatte und mit der wir oft spielen durften. Bei ihm verfolgten wir auch die Fußballspiele. Während sich die Deutsche Nationalmannschaft, die später zur ersten Mannschaft des Jahres des wiedervereinigten Deutschlands wurde, ihren Weg zum Weltmeistertitel bahnte, bröckelte mein Heimatland immer weiter auseinander.

Im Kosovo wurden immer mehr Demonstrant*innen getötet, bereits im Januar 1990 war darüber auch in der Tagesschau berichtet worden. Somit war klar, dass wir nicht mehr zurückkehren können, aber auch wollen. Es galt, alles in unseren Kräften für die Aufenthaltserlaubnis zu tun. Deswegen werde ich den Verdacht nicht los, dass auch die Schwangerschaft meiner Mutter mit unserem Kampf fürs Bleiberecht zusammenhing. Im Oktober 1990 wurde mein jüngerer Bruder geboren. Was uns nicht daran hinderte, an Weihnachten 1990 nach Tübingen zu gehen, wo einige Roma-Aktivist*innen eine Protestaktion gegen Abschiebung von Roma nach Mazedonien organisierten. Die Idee dahinter war, durch den Zusammenhalt ein Bleiberecht für alle Beteiligten zu erwirken, auch wenn wir selbst (noch) nicht akut durch Abschiebung bedroht waren. Etwa 200 Roma versammelten sich in der Stiftskirche und harrten dort im Kirchenasyl aus. Wir haben dort unsere zweiten Weihnachten in

Deutschland verbracht, was für meine Mutter mit dem zweimonatigen Baby, dem ein Herzfehler diagnostiziert worden war, wohl die bisher größte Herausforderung seit der Flucht sein musste. Wir schliefen zwischen Kirchbänken, Tüten und vollen »Türkentaschen« und bekamen Eintopf von den Unterstützer*innen. Lecker war es nicht.

Dort habe ich als Achtjähriger auch meine ersten aktivistischen Gehversuche gemacht: Wir Kinder durften die Transparente ausmalen, auf denen sinngemäß so was wie »Abschiebestopp! Roma bleiben hier!« prangerte, haben sie dann später mitgehalten und »Abschiebestopp!« gerufen. Besser gesagt, ich habe nicht mehr aufgehört, bei jeder Gelegenheit laut und aufgedreht diese Parole zu schreien. Es war meine universelle Antwort: Egal ob ich aufgefordert wurde, Windeln meines neugeborenen Bruders wegzuwerfen, oder bei der Kinderbetreuung ein Bild malen sollte. Für den Nikolaus und die Presse rezitierte ich ausnahmsweise auswendig gelernte Weihnachtsgedichte.

Es gab zwei Personen, die mich zu meinem Aktivismus motivierten. Eine Unterstützerin mit unglaublich schönen Augen, in die ich wohl etwas verliebt war und der ich bei jeder Plenarsitzung nicht von der Pelle gerückt bin. Und eine ältere männliche Figur mit Glatze und Bart. Mit seinem Hut, Mantel und großen Koffer imponierte er nicht nur mir. Er kam auf die Kanzel, machte den Koffer auf, und hat tatsächlich einen Telefonhörer rausgeholt. Ich war hin und weg – das war das erste tragbare Telefon, das ich je sah. Er hielt eine aufbauende Rede auf Romanes, so wie ein echter Anführer halt spricht. Ab da war es für mich klar: Genau das will ich auch! Und zwar nicht nur das Handy. Als er fertig war, war es selbstverständlich, dass ich, so laut ich konnte, als Erster »Abschiebestopp!« schrie. Ich

glaube, das war das einzige Mal während des Protests, dass es tatsächlich passend war. Als sich die Menge meinem Gebrüll angeschlossen hat, wusste ich: Rudko Kawczynski, der Redner mit dem Telefon am Altar, ist der Mann des Tages und ich sein Ministrant. Wir blieben über Silvester. Von den Unterstützer*innen gab es für die älteren Kinder sogar Wunderkerzen und Böller. Es war ein besonderer Moment der Solidarität. Ich hatte zum ersten Mal das Gefühl, dass ich irgendwo dazugehöre. Wir waren wie eine große Familie: die geflüchteten Roma, die linken Unterstützer*innen, die Kirchengemeinde und Einwohner*innen aus Tübingen. Das war einmalig und für mich wohl auch als zukünftiger Aktivist und Schreihals identitätsstiftend.

Am 5. Januar 1991 fuhren wir zurück nach Aalen. Leider wurden, bis auf eine Familie, alle Demonstrant*innen abgeschoben. Auch uns holte dann ein paar Monate später die erbarmungslose Asylpolitik Deutschlands ein. Seit Anfang des Jahres 1991 gab es blutige Auseinandersetzungen zwischen Serben und Kroaten, viele Menschen waren in Jugoslawien gestorben, und dennoch wurde im Mai 1991 unser Asylantrag abgelehnt. Uns war klar: In den Kosovo können wir unmöglich zurückkehren. Also beschlossen wir, vor der Abschiebung zu meiner Tante in die Niederlande zu fliehen.

Neonazis, Jazz und meine Identität

Die 1990er Jahre waren heftig. Während ich mich in der DDR vor allem in der Schule gegen antiziganistische Angriffe wehren musste, schwappte die rechte Gewalt nach der Wiedervereinigung auf die Straße über. Spätestens nach den rassistischen Angriffen in

Hoyerswerda im Herbst 1991 hat der Osten gebrannt: Gefühlt gab es nur noch Neonazis, Hooligans und Faschos. Ich erkläre es mir so, dass es Menschen waren, die die Grenzöffnung nicht überstanden haben, plötzlich identitätslos waren und nicht wussten, wohin. Anders kann ich es nicht verstehen. Es ist mir ein Rätsel.

Jedenfalls fand ich mich nach dem Mauerfall oft in Situationen wieder, in denen man sich »erklären« musste, gerade als Sinto. Mit 16, 17 Jahren war ich mit meinen Freunden oft in Clubs und Diskotheken unterwegs. Und auf den Wegen dorthin waren in der U-Bahn oder S-Bahn immer zwei, drei Typen, die was von uns wollten. Oft endete es mit einem Wortgefecht, aber da ich mir nicht viel gefallen ließ, ging es oft auch anders aus. Kurz gesagt: Es gab Schlägereien ohne Ende. Eine Zeit lang musste ich mich permanent mit Nazis prügeln. Viele kannte ich, aber es gab auch genug Rechte, die ich nicht kannte.

Daher kamen wir auch zur Polizei und vor Gericht. Die Arbeit der Polizei war dabei im schlimmsten Sinne des Wortes »neutral«: Nach den Schlägereien wurde einfach Protokoll aufgenommen, wer wen verletzt hat und fertig. Der rassistische Hintergrund wurde immer ignoriert. Vor dem Gericht bekam ich dann 200 Strafstunden, die ich als Sozialarbeit abgearbeitet habe. Oft wurde mir auch ein Antigewaltkurs angeboten oder ans Herz gelegt, dass ich mich nicht provozieren lassen und den Angreifern aus dem Weg gehen soll. Doch funktionieren solche Ratschläge natürlich nicht, wenn dir Menschen gegenüberstehen, die dich um jeden Preis schlagen wollen.

Im Nachhinein sehe ich diese vielen kleinen Konflikte, die durch Rassismus entstehen und unter Jugendlichen ausgetragen werden, auch für meine Identität als wichtig an.

Dadurch, dass ich dies durchlebt habe, weiß ich, wer ich bin, woher ich komme, wofür ich stehe und bis wohin ich bereit zu gehen bin, um meine Identität zu verteidigen – auch vor Gericht!

Ich wusste auch schon immer, dass ich Jazzgitarrist bin. Mein Vater hat mich von klein auf unterrichtet und von meinem älteren Cousin konnte ich viel lernen. Seit ich 16 Jahre alt war, spielte ich im Sinti Swing Quintett mit. Leider bedeutete der Mauerfall auch, dass es die staatlich organisierte Musikszene der DDR nicht mehr gab. Die Band musste sich von nun an selbst um Aufträge kümmern, und um das zu lernen, brauchte es erstmal ein Dreivierteljahr. Auch die Gagen auf dem freien Markt waren bei weitem nicht so hoch, wie es mein Vater in der DDR gewöhnt war. Zwar gab es auch im Westen noch ein paar große Auftritte, nachdem die Jazzszene dort verstanden hat, wie bedeutend unsere Band war, aber die Wende brachte eindeutig einen Karriereknick mit sich.

Doch das Leben geht weiter. Im Quintett spielte ich jahrelang Rhythmusgitarre und dem größten Wunsch meines Onkels entsprechend übernahm ich nach seinem Tod vor etwa zwanzig Jahren – auch wenn ich das nicht gerne an die große Glocke hänge – die erste Melodiegitarre. Mein Vater übernahm die Bassgitarre. Seit zehn Jahren habe ich auch meine eigene Band, Radio Django. Wenn ich länger Jazz spiele, zieht es mich zur modernen Musik. Und wenn ich zu lange moderne Musik spiele, vermisse ich den Jazz. Heute arbeite ich auch mit Jugendlichen und versuche ihnen durch Musik einen Sinn im Leben zu vermitteln. Das erfüllt mich mit Zufriedenheit.

Das Wandervolk und die Doppelhochzeit

Im Mai 1991 fanden wir uns also zwischenzeitlich bei der Schwester meines Vaters in Holland wieder. Was gibt es dazu zu sagen? Nach einigen Tagen haben wir uns als Asylsuchende in Velp angemeldet. Ein schöner, ruhiger Ort, ideal für Kinder. Nach einigen Wochen ging es aber weiter nach Markelo. Das war eine Mischung zwischen »Time of the Gypsies« und »Die Götter müssen verrückt sein«. Es war ein Wohnwagencamp auf einer grünen Wiese, kilometerweit von der Zivilisation entfernt. Neben den wenigen Familien aus Jugoslawien wurden dort vor allem Geflüchtete aus Eritrea untergebracht. Es haben nur noch die Gänse gefehlt und eine Colaflasche, die jemandem auf den Kopf fällt.

Es dauerte bei mir ein bisschen, bis ich mich daran gewöhnte, dass die anderen jetzt nicht mehr Deutsch sprachen, und da ich Niederländisch süß, aber irgendwie unvollständig fand, lernte ich von den Eritreern Englisch. Am meisten freuten wir uns Kinder, dass es in unserem nagelneuen Wohnwagen deutsches Fernsehen gab. Doch nur solange bis wir feststellten, dass es nur private Sender waren, RTL und Pro7. Der Disney-Club, der samstags beim ARD lief, war damit raus – und wir sehr enttäuscht.

Auch meine Eltern ließen sich von der holländischen Naturidylle in Markelo nicht besonders beeindrucken. Es gab wieder nur Essenspakete, bzw. viel zu oft geschmacklosen frittierten Fisch mit Reis, und etwas Taschengeld für Zigaretten. Mehr konnte man an diesem Ort nicht besorgen. Wir konnten kein Geld mehr einsparen und in die alte Heimat schicken und generell fühlte es sich eher an, als wären wir in einer Sackgasse gelandet.

Nach einigen Wochen beschlossen wir daher, unser Glück noch einmal in Deutschland zu versuchen. Es ging zur nächsten Tante, diesmal zur Schwester meiner Mutter in Dortmund. Wenige Tage später starteten wir mit einem erneuten Asylantrag in Castrop-Rauxel unsere zweite Deutschland-Odyssee: Einen Monat verbrachten wir in Xanten, weitere sieben Monate in Vreden. Dann fand die Ausländerbehörde heraus, dass wir eigentlich schon mal vor knapp drei Jahren einen Antrag in Karlsruhe gestellt hatten. Also mussten wir wieder dorthin, weil sich von nun an dort die zuständige Stelle befand. Als wir uns in der alten Militärkaserne wiederfanden, die ich schon 1989 schrecklich fand, verlor ich tatsächlich kurzzeitig jegliche Hoffnung auf ein gutes Ende unserer Reise. Zum Glück wurden wir schnell in eine neue Karlsruher Unterkunft verlegt und nach einem Monat weiter nach Villingen-Schwenningen, wo wir weitere drei Monate wohnten.

Im Sommer 1992 kamen wir dann endlich wirklich an: In der Flüchtlingsunterkunft in der Hammerschmidtstraße 18 in Freiburg im Breisgau, die damals für die Geflüchteten aus Jugoslawien neu gebaut worden war. Dort erlebte ich meine Jugend zwischen meinem zehnten und 16. Lebensjahr. Anfangs hatten wir ein Zimmer, nach einigen Monaten durften wir den Luxus von ganzen zwei Zimmern genießen. Zynischerweise hatten wir diesen Umstand unserem kleinen Bruder zu verdanken, der immer noch an einem Herzfehler litt. Erst 1998 konnten wir in unsere eigene Wohnung umziehen – fast zehn Jahre nachdem wir Jugoslawien verlassen hatten.

Die Hammerschmidtstraße – das war meine Hood. Anfangs kamen nur wenig Sozialarbeiter*innen oder überhaupt weiße Menschen vorbei. Aber dann kamen Margarethe und Ingrid, meine neuen Mütter. In Freiburg habe

ich gemerkt, dass ich sehr viele Mütter habe. Margarethe war Sozial- und Jugendarbeiterin, Ingrid war Regisseurin und Schauspielerin am Stadttheater in Freiburg. Die beiden haben den jungen Schreihals in seinem Werdegang ziemlich beeinflusst. Schon bald stand ich auf dem Dach des Stadttheaters, es waren gerade »Roma-Tage«. Das berühmte Theater Phralipe gastierte mit der »Bluthochzeit« von Lorca bei uns. Der echte Hahnenkampf auf der Bühne hat mich sehr beeindruckt. Phralipe gab mir zum ersten Mal das Gefühl, ich könne dazu stehen, wer ich bin. Mit verlegenem Lächeln flüsterte ich Margarethe zu: »Das sind meine Leute. Ich gehöre dazu. Ich bin auch ein Rom.« Das war bahnbrechend, denn bis dato war ich offiziell Albaner aus dem Kosovo, so wie es mir mein Vater zu behaupten ans Herz legte.

Dafür gab es gute Gründe: Kurze Zeit später versammelten sich linke Aktivist*innen und Student*innen vor unserem Wohnheim, um es zu schützen. Ich habe erst später verstanden, was der Grund war: Die Pogrome in Rostock-Lichtenhagen. Dort kamen seit 1991 Tausende Roma aus Rumänien und Polen an, um bei der Zentralen Aufnahmestelle des Landes ihren Erstantrag auf Asyl zu stellen. Was bis heute kaum erwähnt wird: Der gewaltbereite Mob ging zuerst auf die Roma los, bevor sie den Nachbaraufgang im »Sonnenblumenhaus« attackierten, in dem vietnamesische Vertragsarbeiter*innen wohnten. Auch der im März 1992 unweit von Rostock bei einem Angriff auf ein Asylbewerberheim in Saal (Vorpommern) erschlagene 18-jährige Junge war ein Rom aus Rumänien. Im Heim wussten die Leute natürlich, wer ich bin. Meine kurdische Wahlfamilie wusste es. Und auch die wirklichen Albaner aus dem Kosovo wussten es und ließen mich den Unterschied spüren. Spätestens wenn sie beim

Tischtennis verloren haben, kam die Beleidigung »Magjup« – so was wie das Z-Wort auf Albanisch.

In dieser Zeit gab es für mich eine Menge zu verarbeiten. Bald habe ich die Übersetzertätigkeit von meiner Mutter übernommen, 2,50 DM gab es pro Stunde. Wir erhofften uns, dass unser Engagement angerechnet wird, wenn es um den Asylentscheid geht. Dadurch bekam ich als Kind viele Dinge mit, die eigentlich nicht wirklich kindergerecht waren: von medizinischen Attesten und Bescheinigungen, verbranntem Eigentum in der alten Heimat bis hin zur Anordnung der Abschiebung.

Auch unsere Familie hatte keinen sicheren Aufenthaltsstatus. Unser Asylantrag wurde erneut abgelehnt, wie es bei fast allen Geflüchteten aus dem ehemaligen Jugoslawien der Fall war. Wir lebten – wie alle anderen – mit einer Kettenduldung, die alle drei Monate neu beantragt werden musste. Das ärztliche Attest meines Bruders dürfte dazu beigetragen haben, dass wir im Gegensatz zu anderen nicht abgeschoben wurden. Einige meiner Freunde aus Bosnien sind in die USA und nach Kanada ausgewandert, bzw. erhielten dort ein Visum. Da dachte ich kurz, dass es schade ist, dass wir keine Bosnier sind.

So wie wir flohen die meisten Roma aus dem Kosovo früher oder später vor der Verfolgung im Zuge des Kosovo-Kriegs. Um 1990 lebten im Kosovo etwa 100.000 bis 150.000 Roma, 1999 waren es nur noch 30.000 bis 35.000 – der Rest war vertrieben worden. Viele flohen nach Deutschland, doch bleiben durften nur ganz wenige, trotz jahrzehntelangen politischen Kämpfen. Ich selbst habe bis zum 16. Lebensjahr für den damaligen Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Gernot Erler, gedolmetscht.

Doch als ich ihn am Ende meiner Tätigkeit im Jahr 1998 bat, sich für das Bleiberecht meiner Familie einzusetzen, meinte er nur: »Du hast doch bestimmt eine nette Freundin. Sie kann dir sicher mehr helfen als ich.«

Gesagt, getan: Am 1. September 2001 begann ich als staatenloser Geduldeter die Schauspielschule. 2002 kam ich nach Jahren endlich wieder an einen Pass ran – den jugoslawischen gab es ja nicht mehr und mit dem serbischen war es nicht so einfach, wenn man keine Geburtsurkunde zur Hand hat. Als wir in Stuttgart von den muskulösen Sicherheitsmitarbeitern endlich in das serbische Konsulat reingelassen wurden, hat man uns als erstes ein Gebührenformular in die Hand gedrückt. Das DM-Zeichen wurde einfach per Hand durchgestrichen und mit EUR ersetzt. Das nenne ich mal Währungsreform! Wie auch immer: Im Juni 2002 wurde ich plötzlich offiziell serbischer Staatsbürger. Und sobald ich endlich wieder einen Pass hatte, habe ich tatsächlich meine damalige Freundin geheiratet – und feierte mit meinem Bruder zusammen zwillingsmäßig eine Doppelhochzeit. Mein Aufenthalt und der von meinem Bruder wurden nach dreizehn Jahren gesichert. Ironischerweise erhielten auch meine Eltern zwei Wochen später und unabhängig von uns die erste einjährige Aufenthaltsbefugnis. Wir sind angekommen.

Epilog

Es ist Mai 2020. Genscher ist tot. Wir sind da, auch wenn wir immer noch nicht willkommen sind. Oder besser gesagt: Wir – damit sind wir zurück beim politischen Wir – sind noch weniger willkommen, als damals. Auch 75 Jahre nach dem Kriegsende hat es Deutschland nicht geschafft, den Rassismus gegen Sinti und Roma erfolgreich zu bekämpfen,

oder zumindest als Problem öffentlich sichtbar zu machen. Von Rostock-Lichtenhagen im August 1992 bis Hanau im Februar 2020 gibt es eine Kontinuität des Antiziganismus, der Ausgrenzung und des rassistischen Mordens.

Nach dem gekauften Sommermärchen 2006 – ganz Deutschland in schwarz, rot, gold – kam die Eurokrise und schnell war auch der Wutbürger am Start. Mit Sarrazin und Maaßen kam das rechtsextremistische Gedankengut in der Mitte der Gesellschaft endgültig an. Trotz NSU, Gruppe S. und Combat 18 – um nur ein paar zu nennen – spricht man immer noch von Einzeltätern. Im Zuge der COVID-19-Pandemie und den notwendigen einschränkenden Maßnahmen wird in Berlin am Alexanderplatz wieder »Wir sind das Volk!« skandiert. Dreißig Jahre nach dem Mauerfall hat die Parole leider nichts mit Demokratie zu tun – es sind eben die »Alu-, Wut- und Hutbürger«, die angeblich »unser Grundrechte« verteidigen – und deshalb ist es dieses eine Mal nicht ganz so schlimm, dass »wir« vermutlich auch wieder nicht dazu gehören und es nicht um »unsere« Grundrechte geht. Doch, ob es Genscher gefallen hätte oder nicht, heute ist nicht alle Tage, wir bleiben hier, keine Frage. Das wird man wohl noch sagen dürfen!

Und wenn wir nicht gestorben sind, dann spielen wir auch noch morgen. Latcho Dives!
Und: #Act4RomaLives!